

Mit Gunst und Verlaub!

Wandernde Handwerker: Tradition und Alternative

Dargestellt und herausgegeben
von Anne Bohnenkamp und Frank Möbus
unter Mitwirkung von Leonie Mader

Mit Fotos von Ulla Lüthje

Wallstein Verlag

Inhalt

Von der Haltbarkeit der Tradition. Vorwort 2020	7
Das kann doch nicht alles gewesen sein! Vorwort 1989	9
Vom Alten Handwerk	11
Von den Anfängen der Zünfte im Mittelalter	13
Das Wandern als Handwerksbrauch	16
Gesellenbruderschaften	19
Vom zünftigen Gesellenmachen.	25
Auf der Walz	31
Das Ende der Zünfte	44
Von der Geschichte des Gesellenwanderns im 20. Jahrhundert	48
Im Streit ums Erbe der Zünfte.	54
Ein brauner Schlipss, den keiner wollte	63
Tippelei und Wirtschaftswunder	67
Tradition kontra Alternative?	68
Fixe Tippelei! Berichte von der Walz	
Vom Reden mit Reisenden	79
Das ist das Non-Plus-Ultra!	82
Ich war die erste Schlipsgesellin	89
Ich wollte nicht auf Wanderschaft gehen	95
Immer nur wandern – das war absolut gräßlich!	102
Ich hab's mir ein bißchen poetischer vorgestellt	112
Ich werd' jetzt flügge	119
Stein – das hat mich schon immer fasziniert	125
Es ist nicht immer nur Sahne	134
Easy Living	143
Ich komm' mit Tippelei auch gut alleine zurecht	146
Da fluchte Mister Saba	152

Neue Berichte aus dem Winter 2019/20	178
Es ist ein großes Miteinander heute	178
Ich habe auch einen Bildungsauftrag	190
Man kann so viel machen	197
Zusammen können wir mehr erreichen	203
 Anschieten und Abwinken	219
 Von zünftigem Schnack und Koschemerloschn	223
Zur Sozialgeschichte der Landstraße	226
Zünftiger Kundenschall	232
Zur Wortbildung des Rotwelschen	238
Von den Zinken	243
 Kochume Fleppe. Kleines Glossar der Walzsprache	246
Walzsprache – Deutsch	247
Deutsch – Walzsprache	255
 Vom Siegellack bis zu den Löwengeschwistern	
Kurzvorstellungen der Schächte	260
Nachbemerkung 1995	262
Nachbemerkung 2012	262
 Literatur	264

Von der Haltbarkeit der Tradition

Vorwort 2020

Dieses Buch wurde in den Jahren 1987 und 1988 geschrieben. Seit seinem ersten Erscheinen hat es rund zehn Generationen reisender Gesellen und Gesellinnen begleitet – und die alte Tradition der wandernden Handwerker ist heute so lebendig wie eh und je. Dabei hat sich die Welt seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts bekanntlich erheblich gewandelt: Von den Änderungen auf der politischen Landkarte seit dem Ende der DDR und dem Fall des ›Eisernen Vorhangs‹ bis zur Einführung des Euro und der europäischen Freizügigkeit und von der gewachsenen Selbstverständlichkeit des Reisens, dem allgegenwärtigen Einsatz des Computers bis zur Revolution der Kommunikation durch die elektronischen Medien. Nach über 30 Jahren war es an der Zeit, erneut das Gespräch mit den gegenwärtig Reisenden zu suchen, um zu erfahren, wie sich diese Veränderungen auf die traditionelle Wanderschaft der Handwerker und Handwerkerinnen auswirken und wie die Reisenden damit umgehen. Tatsächlich gelingt es ihnen bemerkenswert erfolgreich, ihre mündlich von Generation zu Generation überlieferten Regeln der sich wandelnden Wirklichkeit so anzupassen, dass die besondere Atmosphäre und der Geist der Wanderschaft im Kern erhalten geblieben ist. Davon konnte ich mich im Winter 2019/2020 bei vielen Gesprächen mit Reisenden und auf dem Wintertreffen von *Axt & Kelle* überzeugen.

Zu den zentralen Herausforderungen der letzten 15 Jahre zählt der Umgang mit dem Siegeszug der elektronischen Geräte, die heute den Alltag der meisten Menschen maßgeblich prägen. Zwischen den reisenden Gesellinnen und Gesellen gilt trotz der Möglichkeiten moderner Kommunikationsmittel und Medien auch heute noch die mündliche Vereinbarung. Termine werden ganz altmodisch verabredet – und dann immer streng eingehalten, denn kurzfristige Planänderungen können mangels Handy nicht spontan mitgeteilt werden. Die Verabredungen erfolgen mündlich oder via ›Straßenpost‹ – das sind kleine handgeschriebene Notizen und Briefchen, die von Reisenden, welche als Postboten fungieren, an entsprechende EmpfängerInnen weitergegeben werden. Unterwegs, so die Überzeugung aller ›Fremdgeschriebenen‹, mit denen ich im Laufe der letzten Wochen sprechen konnte, würde die Abhängigkeit von Handys

und anderen internetfähigen Geräten den Sinn der Wanderschaft grundsätzlich in Frage stellen. Daher zählt zu den ungeschriebenen Regeln des Unterwegsseins der strikte Verzicht auf den Besitz solcher Gerätschaften, um sich Unabhängigkeit, Offenheit und Aufmerksamkeit für das Hier und Jetzt zu erhalten.

Die meisten, die heute auf Tippelei sind, waren noch nicht geboren, als dieses Buch 1989 erstmals erschien. Viele von ihnen berichten heute, dass sie von seiner Lektüre inspiriert worden sind oder es nutzen, um Eltern und Familie über Tippelei zu informieren und von ihren Vorteilen zu überzeugen. Seit der Gründung von *Axt & Kelle* und dem *Freien Begegnungsschacht* in den 80er Jahren ist es ganz selbstverständlich geworden, dass auch Handwerkerinnen die Möglichkeit wahrnehmen, in einem Schacht zu reisen und zünftig ›einzubinden‹. So versteht sich auch der jüngste Schacht, die 2016 gegründeten *Löwengeschwister*, als moderne Vereinigung, in der Frauen und Männer erwandert werden, und zeugt – 30 Jahre nach der Entstehung des *Freien Begegnungsschachts* – von der Lebendigkeit der Tradition. Die Vereinigten *Löwenbrüder und -schwestern Europas* (so der offizielle Name) wurden von freireisenden Bäckern, Konditoren, Müllern und Brauern & Mälzern gegründet, um auch Frauen und Männern aus den Lebensmittelberufen wieder die Möglichkeit zu eröffnen, Deutschland, Europa und die Welt durch die Walz kennenzulernen.

Den Kontakt zu Albert, einem der Gründungsmitglieder dieses neuen Schachts, nahm Leonie Mader auf, eine junge Soziologin, die 2019 an der TU Berlin ihre Bachelor-Arbeit über die Tradition des Gesellenwanderns verfasst hat und dankenswerterweise an dieser Neuauflage tatkräftig mitgewirkt hat. Sie hat auch mit zünftigen Freireisenden gesprochen (vgl. die Interviews auf S. 190–202), die gegenwärtig besonders zahlreich unterwegs anzutreffen sind. Auf meine Anfragen bei den älteren ›Männerschächten‹, die heute alle über informative Internet-Präsenzen verfügen (während die jüngeren Schäfte bewusst darauf verzichten, siehe auch S. 261), hat sich der einheimische Rolandsbruder Ansgar Wenning bei mir gemeldet, der von 2004 bis 2008 auf Wanderschaft war und heute für die Öffentlichkeitsarbeit des Rolandschachts zuständig ist. Von seinen reichen Erfahrungen berichtet er auf den Seiten 178–189. Schließlich findet sich auf den Seiten 203–218 ein Gespräch mit drei gegenwärtig Reisenden von *Axt & Kelle*, das ich – neben vielen anderen – auf dem Wintertreffen 2019/2020 in Lützensömmern führen konnte.

Das Engagement und die Offenheit der Gesellinnen und Gesellen, die ich in den letzten Wochen getroffen habe, haben mich wie vor 30 Jahren

sehr beeindruckt. Allen ehemals oder gegenwärtig Reisenden, mit denen ich sprechen konnte, sei herzlich gedankt. Ein besonderer Gruß gilt Kai Stehlgens.

Die neuen Berichte ergänzen diejenigen ihrer Vorgänger, die wir unverändert wieder mit abdrucken: Sie geben auch 30 Jahre später immer noch einen vielstimmigen Eindruck von der lebendigen Realität des Unterwegsseins.

Ich widme die neue Auflage dem Andenken an meinen Kollegen, Freund und Mitautor Frank Möbus, der 2015 viel zu früh an schwerer Krankheit verstorben ist.

Fixe Tippelei!

*Anne Bohnenkamp
Bad Vilbel, im Januar 2020*

Das kann doch nicht alles gewesen sein!

Vorwort 1989

»Wanderschaft – das hat mich irre interessiert: Also, diese Gestalten, die da in Schwarz durch die Lande tippeln und sich Land und Leute anschauen. Und ich habe dann doch erstmal, wie jeder andere Jugendliche, der das Glück hat, eine Ausbildungsstelle zu haben, ganz normal meine Lehre gemacht. Das wär's denn auch eigentlich gewesen. Ich wär' dabei geblieben und wäre in dem Trott geblieben – wenn ich nicht dieses Bild im Hinterkopf gehabt hätte, das ich mal in 'ner Illustrierten gesehen hatte: Das war so ein doppelseitiges Bild eines reisenden Zimmerer-Gesellen, der in Genf schafft und oben auf dem Dachstuhl 'nen Dachsparrennagel einhaut. Im Hintergrund, da waren diese blauen Berge, die Weite, und das hat mich wirklich irre fasziniert!«

Wie dem Zimmerer-Gesellen, der hier berichtet, ergeht es vielen jungen Handwerkern – am Ende ihrer Lehrzeit steht als Fazit: »Das kann doch nicht alles gewesen sein!« Und manche von diesen Unzufriedenen

wählen eine uralte Tradition als Alternative zum Alltagstrott – für die Zeit von drei Jahren und einem Tag. Sie werden selbst zu solchen »Gestalten, die da in Schwarz durch die Lande tippeln«, zu Gesellen, die nach des alten Handwerks Recht und Gewohnheit zünftig auf die Walz gehen.

Dabei machen sie in einer Hinsicht alle ähnliche Erfahrungen: Ob es der nette Herr in Nadelstreifen ist, der sie mit ernster Stimme fragt: »Sind Sie ein Hamburger Zimmermann?«, oder der Punk mit schriller Frisur, der sich erkundigt: »Eh, Alter – auf was für ’nem Trip bist du denn?« – die meisten Menschen begegnen den zünftig Reisenden mit neugierigem Staunen, wissen aber denkbar wenig von ihnen oder halten sie gar für die letzten Vertreter einer eigentlich längst schon ausgestorbenen Spezies. In Wirklichkeit wächst in den letzten Jahren wieder die Zahl der Gesellen, die sich auf die zünftige Wanderschaft begeben: langsam zwar, aber stetig.

Im Mittelteil dieses Buches werden Gesellen, die sich in den Jahren 1987-1989 auf der Walz befunden haben, selbst ausführlich erzählen, warum sie sich für diese Lebensform entschieden haben und was sie auf ihrer Wanderschaft erlebten.

Will man die Gegenwart dieser Reisenden aber wirklich verstehen, so muß man manches von der Vergangenheit des Gesellenwanderns wissen. Deshalb berichten wir in einem historischen Teil mit Hilfe zahlreicher Dokumente und autobiographischer Zeugnisse zunächst von der wechselvollen und gelegentlich aufregenden Geschichte der Walz von den Anfängen im Mittelalter bis hin zu den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts.

Bei der Arbeit an diesem Buch halfen zahlreiche zur Zeit wandernde und ehemals gewanderte Gesellen aller Schächte – unser besonderer Dank gilt dabei den Gesellinnen und Gesellen von *Axt & Kelle* und dem *einheimischen Freiheitsbruder* Ernst-Martin Reimers, der uns sein reichhaltiges Privatarchiv öffnete und uns auch sonst nach Kräften unterstützte.

Vom Alten Handwerk

Zu der Zeit, als die ersten Handwerksburschen ihre Bündel schnürten und sich aufmachten, in der Fremde ihr Glück zu versuchen, gab es nicht einmal Postkutschen und kaum gepflasterte Straßen. Man war zu Fuß unterwegs und wer es sich leisten konnte, auch zu Pferd oder zu Wasser. Es war im ausgehenden Mittelalter, als das Wandern der Handwerksgesellen üblich wurde; wohl im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelte es sich zum festen Bestandteil eines Handwerkerlebens.

Die Zeit war geprägt vom Niedergang der alten Machtzentren des Mittelalters: Papst und Kaiser verloren Einfluß und Stärke. In Europa entstanden die Nationalstaaten, das deutschsprachige Gebiet allerdings zerfiel in eine große Zahl kleiner und sehr kleiner Einzelstaaten, die mehrere Jahrhunderte hindurch prägend blieben. »Wir sind schon durch ein Dutzend Fürstentümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogtümer und durch ein paar Königreiche gelaufen und das in der größten Übereilung in einem halben Tag«, lässt Georg Büchner in seinem Lustspiel *Leonce und Lena* den Valerio noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts spotten. Und ganz Ähnliches haben die reisenden Handwerker jahrhundertelang tatsächlich erlebt.

Im späten Mittelalter entwickelten sich die Städte, begünstigt durch die Fortschritte des Fernhandels und den Ausbau der wichtigsten Verkehrswege, zu wirtschaftlichen und kulturellen Zentren. Im deutschen Sprachraum gab es bald über 3.000 Städte. Diese hatten freilich noch wenig gemeinsam mit den Städten des 20. Jahrhunderts, viele von ihnen waren wenig mehr als ummauerte Dörfer. Nur etwa 150 von ihnen besaßen mehr als 1.000 Bewohner und nur 15 zählten über 15.000 Einwohner und galten damit als Großstädte. Zu den größten und wichtigsten Städten gehörten damals Nürnberg und Ulm (mit etwa 20.000 Bewohnern), Lübeck (24.000) und Köln, das mit 35.000 Bewohnern innerhalb der Stadtmauern die Spitze hielt.

Aber nicht nur die Größe der mittelalterlichen Städte lässt sich mit heutigen nicht vergleichen, auch ihr Charakter war nach unseren Maßstäben in vielen Bereichen eher ländlich geprägt. Ein Großteil der Stadtbewohner betrieb gleichzeitig Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehhaltung außerhalb und innerhalb der Stadtmauern: die unteren Stockwerke der

Stadthäuser dienten noch lange als Ställe. In den Gassen der Städte tummelten sich Kühe, Schafe und Schweine. Aus Ulm ist uns aus dem Jahre 1410 ein Gesetz überliefert, das den ›Ausgang‹ der Schweine auf die Mittagszeit zwischen 11 und 12 Uhr beschränkte ...

Mit Steinen gepflastert war in diesen Städten oft nur der Platz vor dem Rathaus, hie und da auch die Hauptstraße. In den Gassen aber versank man bei schlechtem Wetter in Morast und Kot. So wurden in Frankfurt zum Beispiel bis 1399 auch die Hauptstraßen nur mit Holzbohlen, Sand und kleinen Steinen befestigt, und der Dreck in den Straßen galt als allgemein akzeptierter Entschuldigungsgrund für das Ausbleiben oder die Verspätung eines Domherren beim Konvent. Wer ausgehen mußte, zog dicke Holzschuhe über.

Auf den Straßen der mittelalterlichen Städte standen zahlreiche Brunnen, die für das Gedeihen einer Stadt von großer Wichtigkeit waren. Denn Wasser war notwendig für das Vieh und gegen die häufigen Brände, vor allem aber auch für die immer zahlreicher werdenden städtischen Gewerbe. Gemeinsam war allen mittelalterlichen Städten auch die Stadtbefestigung, die für die Einwohner Schutz bedeutete. Mit zahlreichen Türmen und Stadttoren bot die Stadtmauer dem Ankommenden einen imposanten Anblick: München zum Beispiel besaß im Mittelalter über 100 Mauertürme.

Die Reisenden mußten sich vor Betreten der Stadt bei den Torwächtern ausweisen; nachts wurden die Tore geschlossen. Innerhalb der Stadtmauern dominierten noch lange die strohgedeckten Fachwerkhäuser, die teureren Steinhäuser blieben zunächst selten. Fenster aus Glas kamen erst langsam auf, bisher herrschten einfache Holzläden vor. Bald wurde innerhalb der Stadtmauern aus Platzmangel zunehmend vielstöckig gebaut, und es wurden Verordnungen nötig, die die zulässigen Bauhöhen beschränkten. Ein Wohnhaus sollte schließlich dem Rathaus oder gar der Kirche nicht über den Kopf wachsen! Zum Bild der mittelalterlichen Stadt gehörten zahlreiche Kirchen; die christliche Religion spielte eine zentrale Rolle im Leben des Einzelnen und in der Gemeinschaft. In vielen Städten wurde zu dieser Zeit mit dem Bau einer großen gotischen Kathedrale begonnen; noch heute zeugen Kirchen wie der Kölner Dom, das Straßburger und das Ulmer Münster vom Einsatz, Können und Fleiß vieler aufeinanderfolgender Generationen. Auf diesen großen Baustellen, den Domhütten, arbeiteten zahlreiche Handwerker zusammen am geplanten Bauwerk, und die Meister ihres Faches – Steinmetze, Maler, Bildhauer – schufen hier ihre großen Kunstwerke.

Die Städte wuchsen mit dem Handel und gewannen an Macht und Einfluß. In früheren Zeiten wurden sie von einem Stadtherren – einem weltlichen oder geistlichen Fürsten – beschützt und beherrscht. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg begann der Kampf um die Unabhängigkeit; das Marktrecht ging schließlich vielerorts von den Stadtherren an die Städte selbst über.

Aber nicht nur Wachstum und Aufschwung prägten das 14. Jahrhundert: Über das Meer kamen nicht nur Gewürze, Seiden und andere Kostbarkeiten aus fernen Ländern nach Europa, sondern auch die Seuche, der »schwarze Tod«. Es war im Jahr 1347, als ein Schiff vom Schwarzen Meer kommend in Messina einlief und die Pest nach Europa brachte. Sie wütete mehrere Jahre und tötete fast ein Drittel der europäischen Bevölkerung. Der Seuche folgte der Hunger: Die Kornfelder waren verdorrt und das Vieh auf den Weiden verkommen, der Boden war nicht bestellt und die Vorräte aufgebraucht. Die Krankheit, der Hunger, das Elend trieben die Preise in die Höhe, und in der Folge kam es vielerorts zu sozialen Unruhen und Aufständen.

Von den Anfängen der Zünfte im Mittelalter

In engem Zusammenhang mit dem Aufstieg der Städte steht die Entwicklung des mittelalterlichen Handwerks. Das rasche Aufblühen der Städte zu Zentren von Gewerbe und Handel bot dem Handwerker neue Existenzmöglichkeiten. Er war nicht länger auf den Dienst hinter Klostermauern oder an Fürstenhöfen angewiesen, wo er als Leibeigener für weltliche oder geistliche Herren gearbeitet hatte, sondern zog nun als freier Bürger in freie Städte. Der mittelalterliche Rechtsgrundsatz ›Stadtluft macht frei‹ erhöhte die Attraktivität der Städte: Ein Leibeigener, der länger als ein Jahr in einer Stadt gelebt hatte, ohne daß ihn sein Herr zurückverlangt hatte, konnte nicht mehr zurückgefordert werden, sondern galt als freier Mann.

In den Städten also gewann das Handwerk schnell an Bedeutung und Ansehen. Der städtische Markt bot dem Handwerk größere Absatzmöglichkeiten, zunehmende Spezialisierung der handwerklichen Berufe war die natürliche Folge. Für die Ernährung sorgten Bäcker, Metzger, Fischer, Gärtnner, Küfer, Brauer, Bier- und Weinschröter, für die Bekleidung die Tuchmacher, Loh- und Weißgerber, Kürschner, Handschuhmacher, Schuster, Schneider und Färber ... Auch im Bauhandwerk nahm die Arbeitsteilung zu und führte zu wachsender Kunstfertigkeit innerhalb der einzelnen

Berufe. Da gab es Zimmerleute, Schreiner, Gipser, Maurer, Stukkateure, Maler – besonders die Steinmetze des späten Mittelalters sind noch heute für ihre Werke berühmt.

Schließlich gab es zahlreiche weitere Handwerke, von denen wir heute zum Teil nicht einmal mehr die Namen noch kennen: die Bender, Nestler, Reepschläger, Reußenschlosser, die Wagner, Nadler, Kartenmaler, Büstenbinder, die Vogler, Fingerhutmacher, Bernsteindreher, die Messerer, Schwertfeger, Zinngießer, die Feilenhauer, Scherer und viele mehr. Zeitweise hat es allein mehr als 20 verschiedene Schmiedegewerbe gegeben (Kupferschmiede, Gold- und Silberschmiede, Klingenschmiede, Nagelschmiede, Waffenschmiede ...) und für jeden Teil der Ausrüstung des mittelalterlichen Ritters ein eigenes Handwerk (Plattner stellten die Brustplatte der Rüstung her, die Bisser und Sporer Kandaren und Sporen, Schwertfeger das Schwert usw.).

Das handwerkliche Können wuchs und mit ihm das Selbstbewußtsein der Handwerker. Zur Regelung des Gewerbe betreffender Fragen und zum gegenseitigen Schutz begannen sich die Handwerker zusammenzuschließen. Gemeinsam konnten sie auch ihre eigenen Interessen innerhalb der Stadtgemeinschaft besser vertreten. Diese Entwicklung vollzog sich allmählich. Die Zusammenschlüsse der Handwerker, die Zünfte, sind in der Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert entstanden und haben sich schließlich überall durchgesetzt. Bald entschieden die Zünfte alle Fragen des Handwerks selbst. Die Zunftordnungen regelten die Ausbildung und das Verhältnis zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Die Zünfte setzten Qualitätsmaßstäbe und führten Kontrollen durch, sie bestimmten die Preise und Arbeitszeiten und entschieden die Streitfälle. Zu ihren wesentlichen Privilegien gehörte bald ihre eigene Gerichtsbarkeit – das heißt, sie erhielten die Befugnis, über Vorfälle in ihrem Kreis Recht zu sprechen und das gefällte Urteil selbst zu vollziehen.

In der frühen Zeit der Zünfte gab es noch kein Verbot, ein Gewerbe auszuüben, wenn man nicht der entsprechenden Zunft angehörte; der sogenannte *Zunftzwang* entstand erst im Laufe der Zeit. Praktisch aber waren für jeden Handwerker mit dem Eintritt in die Zunftgemeinschaft große Vorteile, mit dem Nichteintritt erhebliche Nachteile verbunden, so daß die allermeisten der Zunft beitreten. In der Zunftordnung der Baseler Kürschner von 1226 heißt es: »Wer aus ihrem Handwerk nicht ihrer Gesellschaft angehören will, der soll von der Arbeit für eigenes Gebieten und von dem Marktverkehr in Kauf und Verkauf und von aller Gemeinschaft mit ihnen gänzlich ausgeschlossen sein.« Und 1258 lautet die Bestimmung

bei den Metzgern: »Wer der Zunft nicht beitreten will, der soll in den gemeinen Bänken [gemeint sind die ›Fleischbänke‹, die Verkaufsstände auf dem Markt], soviel den Fleischverkauf angeht, nichts zu schaffen haben, und von der Gemeinschaft ausgeschlossen sein.« (Wissell Ib, S. 47) Der der Zunft nicht angehörende Handwerker war von ihren Einrichtungen ausgeschlossen, er konnte zwar im Dienst eines Anderen arbeiten, durfte aber selbst keine Gesellen einstellen.

Die Zünfte waren jedoch nicht nur gewerbliche Vereinigungen, sie stellten auch soziale und religiöse Gemeinschaften dar: ihr Einfluß auf das Leben des einzelnen Mitglieds erstreckte sich auf alle Lebensbereiche. Unterwarfen sie den Einzelnen einerseits strengen Regeln, waren sie andererseits eine starke Solidargemeinschaft, die dem in Not geratenen Mitglied beistand. Sie halfen den Witwen und Waisen, ersetzten sozusagen die Krankenkasse und garantierten einem in Armut verstorbenen Mitglied ein standesgemäßes Begräbnis.

Eine unabdingbare Voraussetzung für die Aufnahme in die Zunft war die »freie und ehrliche Geburt« – die Zunft duldet niemanden unter ihren Mitgliedern, der den ›sittlichen‹ Anforderungen der Zeit nicht entsprach. Kein *unehrlicher* Mensch durfte ins Handwerk aufgenommen werden – und *unehrlich* im mittelalterlichen Verständnis waren solche, denen bestimmte bürgerliche Rechte fehlten: in erster Linie die Unfreien, die Leib-eigenen, dann die unehelich Geborenen, auch Juden, Heiden, Türken, Zigeuner und schließlich die Angehörigen bestimmter als verwerflich oder verächtlich anzusehender Gewerbe, die früher meist von Unfreien ausgeübt worden waren, wie zum Beispiel die Scharfrichter, Abdecker, Totengräber, Zahndreher, Schäfer und Bader. Außerdem wurden alle diejenigen für *unehrlich* gehalten, die der Obrigkeit gegen den freien Bürger dienten, also Zöllner zum Beispiel, Nachtwächter und Gerichtsdiener. Schließlich natürlich Mörder, Diebe, Gesetzesbrecher. Aber auch schon das Berühren eines toten Hundes konnte zum Verlust der *Ehrlichkeit* führen! Die *Handwerksehre* hat in den Zünften immer eine große Rolle gespielt. Die Zünfte besaßen ein ausgeprägtes *Standesbewußtsein* und schirmten sich so auch gegen zu großen Zulauf ab. Zur Zeit der Gründungen der Zünfte waren die Frauen ohne Einschränkung *handwerksfähig*, besonders mit der Verarbeitung von Textilien waren viele von ihnen beschäftigt. Später dann gab es zunehmend Bestrebungen, die Frauen aus dem Handwerk herauszudrängen. Es kam soweit, daß ein Geselle für *unehrlich* erklärt werden konnte, weil er neben der Magd des Hauses gearbeitet hatte ...

Das Wandern als Handwerksbrauch

Wann genau die ersten Handwerksburschen auf die Wanderschaft gingen, wissen wir nicht; im 19. Jahrhundert galt das Wandern der Handwerker als »uralter Brauch«. Die ersten urkundlichen Erwähnungen stammen aus dem 14. Jahrhundert: »welck knecht, de dre jahr gedenet heft in dem ampte, lüstet et em tho wandernde, dat schall he kündigen den Werkmeistern«, heißt es in der Satzung der Hamburger Gerber aus dem Jahre 1375. Das Wandern war damals offenbar ein schon eingebürgerter Brauch. Noch aber war es freiwillig. Zum unerlässlichen Bestandteil der Ausbildung eines jeden Gesellen und zur Voraussetzung für die Zulassung zur Meisterschaft nach den Regeln der Zunft wurde es wohl erst im Laufe des nächsten Jahrhunderts. Jeder, der in »das Amt« aufgenommen werden will, heißt es dann in einer Zunfturkunde der Lübecker Wollenweber aus dem Jahre 1477, »schal ersten wandern jar unde dach, unde wannen he denne wedderumme kumpt, so mach he kamen in de morgensprake unde esschen dat ampt« [soll erst wandern Jahr und Tag, und wenn er dann wieder kommt, so kann er zur Morgensprache kommen und das Amt fordern] (Wissell Ia, S. 151). Die vorgeschriebenen Wanderzeiten variierten. Während sich zum Beispiel die Kistenmacher Lübecks mit einem halben Jahr begnügten, forderten andere Gewerbe auch schon Wanderzeiten von zwei oder drei Jahren und einem Tag.

Schon aus dem 14. Jahrhundert sind andererseits auch Wanderverbote überliefert. Den Mitgliedern bestimmter, sogenannter »gesperrter Handwerke«, wurde das Wandern aus einem einfachen Grund untersagt: Es galt ein Monopol zu schützen – die Kenntnis und Fähigkeit bestimmter Arbeitsmethoden und Fertigungsweisen sollte nicht aus den Stadtmauern herausgetragen werden. So gab es ein Wanderverbot zum Beispiel bei den Bernsteindrehern in Lübeck schon 1385, etwas später dann in Nürnberg bei den Brillenmachern, den Trompetenmachern und den Drahtziehern. Später, im 18. Jahrhundert, hat es dann zeitweise Verbote gegeben, ins Ausland zu wandern, denn die Behörden fürchteten, daß die Gesellen außerhalb der Landesgrenzen mit gefährlichen freiheitlichen Ideen in Kontakt geraten könnten!

Warum aber verließen die Gesellen für viele Jahre Eltern, Freunde und die vertraute Werkstatt, um in der Fremde umher zu ziehen? Und warum wurde das Wandern schließlich sogar von den Zünften vorgeschrieben?

Es kamen wohl mehrere Gründe zusammen: In der Fremde hofften die jungen Handwerker Erfahrungen zu sammeln, Kenntnisse zu erwerben und Fertigkeiten zu erlangen, die ihre Ausbildung erst vervollständigen sollten. In ihrem Heimatort dagegen gab es oft nicht einmal die Möglichkeit zu arbeiten, da die ortsansässigen Meister meist nur eine kleine Zahl von Gesellen beschäftigten, und nicht jeder ausgelernte Lehrling fand eine Werkstatt, die ihn brauchte. So blieb dem jungen Gesellen dann oft gar keine andere Wahl, als sein Glück in der Fremde zu suchen.

Zu drohender Arbeitslosigkeit und dem Wunsch, die eigene Ausbildung zu vervollständigen, kamen dann sicher auch ein gehöriger Schuß Abenteuerlust und Freiheitsdrang der jungen Handwerker – in einer Kombination dieser Motive werden die Gründe für das Wandern der Gesellen zu suchen sein.

In der Folge entwickelte sich die Wanderzeit zur Hohen Schule des Handwerks. Bevor einer als Meister seines Fachs gelten konnte, sollte er etwas zu »sehen und lernen« kriegen – so heißt es in der Ordnung der Wand- und Tuchmacher Hamburgs von 1595, die eine zweijährige Wanderzeit vorschreibt (Wissell Ia, S. 152). Bevor ein junger Handwerker seßhaft wurde, als Meister eine eigene Werkstatt eröffnete und eine Familie gründete, sollte er sich in der Welt umgesehen haben. In fremden Städten und Ländern sollte er fremde Sitten und Gewohnheiten kennen und respektieren lernen, in den Werkstätten fremder Meister anderer Gegenden wurde er mit ihm unbekannten Werkzeugen und Techniken vertraut und vervollkommnete so seine eigenen Fertigkeiten. Als ein ›erfahrener‹ und ›be-wanderter‹ Mann sollte er zurückkehren, um in der Heimat dann um so nützlicher zu sein. In manchem alten Handwerkslied kommt diese Wertschätzung des ›Gewanderten‹ gegenüber dem Daheim-gebliebenen deutlich zum Ausdruck:

Ein wol erfahrner Handwerksbursch,
Den hält man lieb und wert:
Ein ungewanderter Strohsack
Der ist kein Teufel wert.

Wie heißt man einen Ofensitzer?
Er heißt Guck in die Welt.
Er bläst sich auf als wie ein Pfau
Und pocht mit seinem Geld.

Kaum aus der Lehr gekrochen heraus,
So trägt er einen Stock.
Er wird ein Bürger und Meister genannt
Mit seinem Bubenrock.

Er hat kein Gritz in seinem Bart,
Versteht gar kein Manier.
Ein Bursch der brav gewandert,
ist zum Vivatpossen dir.

(Schade 1865, S. 118)

Ganz in diesem Sinne haben die verschiedenen Zünfte dann auch ihr Wandergebot begründet. So heißt es in der Satzung der Schneider von Halle im Jahr 1637: »Dieweil es auch die tägliche Erfahrung bezeuge, daß oftmals junge Gesellen, die allererst ausgelernt und niemals gewandert, die Haushaltung anfangen und Meister zu werden sich unterstehen, darüber sie dann sich selber nicht allein in Schaden setzen und in Ungedeihen gerathen, sondern auch wohl Burgern und Fremden die Arbeit und Kleider verderben, welches denn danne zu großem Nachtheil und dem Handwerke zu sonderlichem Hohn und Schimpf gereicht, so soll hinführo keinem mehr gestattet noch zugelassen, Meister zu werden, er habe denn zuvor nach seinen Lehrjahren zwei Jahr gewandert.« (Wissell Ia, S. 152)

Anno 1714 heißt es in der Tuchmacherordnung von Wien: »Und weilen durch Besuechung fremder land und stätt sonderlich die Handwerksleut ein mehrers in Erfahrung bringen und in ihrer Profession sich verbessern können, als wolle zwar einem jeden altem Gebrauch nach freistehen, wann er will, seine Wanderschaft anzufangen, doch verbunden sein, zwei Jahr lang solche zu verrichten.« Im Jahre 1685 begründen auch die Messerschmiede Halles ihr Wandergebot: »Weil auch in Vielen Handtwercken wohl Versehen, dass die Gesellen zu wandern pflegen, damit sie nicht alleine etwas mehrers auf ihrem Handtwerck lernen, sondern auch etwas von anderen sehen, und mit der Zeit desto nützlicher zu gebrauchen seyn mögen, So soll eines Meisters Sohn zum wenigsten Ein Jahr unter erwehnten Zweyten, Ein Ander aber Zwey Jahre gewandert haben, ehe Er zu muthunge des MeisterRechts gelassen wirdt.« (Wissell Ib, S. 304) In dieser letzten Begründung klingt auch der andere Grund für die Wandergebote an – das Bestreben der Zünfte, die Zahl der an einem Ort ansässigen Meister zu kontrollieren. Daß eines Meisters Sohn nur ein Jahr wandern mußte, jeder andere länger, findet hier seine Erklärung: auf den Meister-

sohn wartete zu Hause die Werkstatt des Vaters, die er übernehmen und weiterführen würde. Der Meistersohn vergrößerte die Zahl der an einem Ort ansässigen Meister nicht, er hielt sie konstant. So wie die Zünfte die Qualität der Waren und die Preise kontrollierten, so regelten sie auch die Zahl der ansässigen Meister, um ein Überangebot zu verhindern. Nur so viele Meister durfte es geben, daß ein jeder davon sich und seinen Haushalt – dazu gehörten auch die bei ihm beschäftigten Gesellen und Lehrlinge – ernähren konnte.

Gesellenbruderschaften

Seit der Zeit der ›Zunftkämpfe‹ – den Auseinandersetzungen der Zünfte mit dem Stadtpatriziat im 14. und 15. Jahrhundert um eine Beteiligung an der Stadtregierung –, in denen sich das Handwerk eine machtvolle Position in der mittelalterlichen Gesellschaft erstritten hatte, gehörten die Zünfte zu den einflußreichsten gesellschaftlichen Gruppen. Es war eine Zeit allgemeiner Blüte: Die Fertigkeiten und das Selbstbewußtsein der Handwerker erreichten einen Höhepunkt, die Meister waren angesehene und einflußreiche Bürger jeder Stadt. Dann aber folgten auch wieder schwierigere Zeiten. Als Resultat wirtschaftlicher Krisen in den folgenden Jahrzehnten wurden die Aufträge geringer und die Auftraggeber sparsamer, die Zunftregeln strenger. Es wurde immer schwieriger für die Gesellen eines Handwerks, den Meisterstand zu erreichen. Immer neue Hindernisse stellten die von den Meistern regierten Zünfte einem Gesellen in den Weg, der selber eine Werkstatt leiten und Meister werden wollte. Die vorgeschriebenen Wanderzeiten wurden immer länger; außerdem wurde in vielen Gewerben eine sogenannte *Mutzeit* eingeführt: eine zusätzliche Wartezeit, während der ein von der Wanderschaft heimgekehrter Geselle in der Stadt, in der er Meister zu werden beabsichtigte, als Geselle arbeiten mußte. Nicht selten betrugen diese Wartezeiten noch einmal zwei oder mehr Jahre. Wurde diese Mutzeit zunächst eingeführt, um unfähige oder unredliche Personen vom Handwerk fernzuhalten und um den Meistern einer Stadt Gelegenheit zu geben, den neuen Aspiranten kennenzulernen, bevor er als Meister in die Zunft aufgenommen werden sollte, entwickelte sie sich bald vor allem zu einem Mittel der ansässigen Meister, sich vor übermäßiger Konkurrenz zu schützen.

»Die Muthjahre sind nicht nur im Herzogthume Magdeburg, sondern im ganzen römischen Reiche und andern Kur- und fürstlichen Landen, da

nur gewisse Zünfte und Ordnungen sind, in usu und Observantia welches darum geschiehet, daß nicht ein jeder lüderliche Bursche sofort einläuft, von dem man hernach Schimpf und Schande hat, sondern man sich in währender Muthzeit seines Verhaltens und Qualitäten halber desto besser erkundigen könne; es ist auch vornehmlich zur Conservation der Zünfte angesehen, damit dieselbigen nicht sogar übermannet und durch die so sehr zerteilte Nahrung die alten Meister mit den neuen ruinirt werden ...« heißt es in einem Schreiben der Hallenser Schuhmacher aus dem Jahre 1691, die sich beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg über die Aufführung der Gesellen beschweren: »wenn nun ein Schuhknecht weiß, daß er flugs einlaufen und Meister werden kann, so thut er vollends alles dem Meister zum Trutze; saget er ihm was, so setzet er ihm den Stuhl vor die Thür, läuft zu einer Magd, die etwa 10 Thaler hat und suhlet sich in Unehren mit ihr rum, hernach kömmt er und will Meister werden ...« Und dann würden »in einem Vierteljahr 10 und mehr Schuhknechte sich finden die alle zugleich Meister werden wollen! (Wissell Ib, S. 360) Hier werden neue Konflikte deutlich – jetzt geht es nicht mehr um Auseinandersetzungen zwischen den Handwerkern und anderen gesellschaftlichen Gruppen, sondern um Interessengegensätze innerhalb der Handwerkerschaft selbst. Der etablierte Meister und der Geselle, der nach der vorschriftsmäßig absolvierten Wanderzeit seinerseits Ansprüche auf einen Platz als zünftiger Meister stellt, geraten in einer Zeit wirtschaftlicher Stagnation in Konkurrenz.

Neben der Mutzeit wurde vom Bewerber um den Meisterstand verschiedentlich auch der Nachweis eines eigenen kleinen Vermögens erwartet, gelegentlich auch hohe Gebühren für das Aufnahmeverfahren verlangt. Schließlich wurden als Meisterstücke immer aufwendigere Arbeiten gefordert, die ebenfalls nur von einigermaßen begüterten Gesellen geleistet werden konnten, da die Materialien für das Meisterstück vom Prüfling selbst bezahlt werden mußten. Ausnahmen wurden nur mit den Meistersöhnen gemacht. Die Schuster Eisenbergs verlangten von einem Fremden eine Wanderzeit von 6 Jahren, Meistersöhne dagegen brauchten nur ein Jahr gewandert zu sein. Auch wurde diesen und denjenigen, die eines Meisters Witwe oder Tochter heirateten, zuweilen die Anfertigung des Meisterstücks erlassen.

Die immer härter werdenden Bedingungen der Zunftordnungen und der Mißbrauch, den viele Meister mit ihnen trieben, verursachten eine ständig zunehmende Spannung zwischen Meistern und Gesellen. Versuchte der

einzelne Geselle, sich zur Wehr zu setzen, wurde er schnell Opfer meisterlicher Schikanen. Bei den Schuhmachern und Gerbern Magdeburgs galt in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Bestimmung, die dem Meister freistellte, den Gesellen während der Mutzeit hinauszutreiben »wegen seines Unverständes in der Arbeit, Untreue, Unfleiß und Spazierengehens oder aus dergleichen andern erheblichen Ursachen, wie denn dasselbe in des Meisters Belieben und Willen stehet«. Der Geselle mußte dann mit den Mutjahren von vorne beginnen und »von Neuem bei einem andern Meister die zwei Jahre [der bei dieser Zunft vorgeschriebenen Mutzeit] auf vorerwähnte Weise anfangen und ausstehen.« (Wissell Ib, S. 365) So wurde es möglich, die Aufnahme von Mitgliedern viele Jahre lang hinauszuzögern und den betroffenen Gesellen damit die Gründung eines eigenen Haustandes und einer eigenen Werkstatt unmöglich zu machen.

Daß die Gesellen diese Praktiken nicht lange schweigend hinzunehmen bereit waren, ist nicht verwunderlich. Bald merkten sie, daß sie alleine zwar ohnmächtig der Zunft gegenüberstanden, gemeinsam aber durchaus eine Chance hatten.

Im Zusammenhang mit der Einbürgerung des Gesellenwanderns waren die ersten Gesellenverbindungen entstanden: überregional organisierte Zusammenschlüsse, die einem in Not geratenen Gesellen in der Fremde beistehen konnten. Diese Gesellenbruderschaften lösten sich im Laufe der Zeit von den Zünften und übernahmen vielerorts die soziale Sicherung der Gesellen, die früher von den Zünften geleistet worden war, in eigener Verantwortung. So enthält zum Beispiel die »Ordnung der Zimmergesellen zu Berlin, Cölln usw« aus dem Jahre 1683 folgende Bestimmung: »Wann ein Geselle krank wird, und hat nicht Mittel, muß ihm etwas aus der Gesellen Lade gereicht werden; hülfe ihm aber Gott zu guter Gesundheit wieder auf, und wäre ein großer Vorschuß getan, ist er schuldig, solches wieder zu restituieren. Sollte ein Geselle mit großer Krankheit beladen sein, also daß man des Nachtes müßte bei ihm wachen, so sollen von der ganzen Gesellschaft wie die Namen nach einander verzeichnet sind, alle Nacht ihrer Zwene bei ihm wachen, bei Verlust eines Tagelohns, der sich solches weigert. Würde einer gar sterben, so muß er aus der Gesellen Lade beerdiget, seine hinterlassene Sachen aber in gute Verwahrung genommen werden, davon sich die Gesellen wieder erholen können; hätte aber der Verstorbene vermögende Eltern, sind sie schuldig die Unkosten wieder zu erstatten.« (Wissell Ia, S. 405) Der »Gesellen Lade« ist hier ein Behälter, der die Urkunden und auch das Vermögen der Gesellschaft enthielt: die gemeinsame Kasse, in die alle ihre Beiträge

zahlten. Bei den Zusammenkünften der Handwerker (auch die Zünfte hatten ihre *Lade*, das Wort geht auf die biblische ›Bundeslade‹ zurück, in welcher die Juden ihre Gesetzestafeln aufbewahrten) spielte die Lade eine wichtige Rolle: In regelmäßigen Abständen versammelten sich die Gesellen »in wolanständiger Kleidung und Haltung sich um den Tisch setzend, auf dem die geöffnete Lade stand, das Archiv und die Kasse der Bruderschaft, gewissermaßen ihr Allerheiligstes.« (Schade 1856, S. 72)

Die Gesellschaften übernahmen die Organisation aller für die Gesellen zentralen Angelegenheiten; sie sorgten für die Bewirtung und Unterstützung der zureisenden Fremden, übernahmen das *Umschauen* nach Arbeit für den Zugereisten und veranstalteten Zusammenkünfte der Gesellen in eigenen Räumen.

Im Konflikt mit den Meistern entwickelten sich diese Bruderschaften bald zu ernstzunehmenden politischen Gegnern der Zünfte. Als Mittel der Auseinandersetzung entdeckten die Gesellen den Boykott und den Streik: Indem sie gemeinsam die Arbeit verweigerten, konnten sie die Meister unter Druck setzen. Meistens richteten sich die Aktionen der Gesellen zunächst gegen einen bestimmten Meister, der seine Gesellen schlecht behandelt hatte: Ein solcher Meister wurde *verrufen* – das hieß, kein Geselle durfte künftig mehr für ihn arbeiten. Die Mobilität der Gesellen ermöglichte eine schnelle Benachrichtigung aller Mitglieder der Bruderschaft, und mancher Meister ist durch solchen *Verruf* in den Ruin getrieben worden. Stellte sich nun die Zunft hinter einen solchen *verrufenen* Meister, konnte der Boykott zum Streik ausgeweitet werden. Ein wichtiges und häufig angewendetes Mittel ihres Kampfes gegen ungerechte Behandlung oder Benachteiligung von den Meistern einer Zunft war auch das *Verschimpfen* einer Stadt. Worum es dabei ging, dokumentiert die autobiographische Erzählung eines wandernden Leinewebergesellen, der im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert unterwegs war. »Um von dem damals zwischen Meister und Gesellen bestehenden Verhältnis eine Ansicht zu geben« berichtet er folgendes: Nachdem ein Geselle »von einem Meister des Handwerks mit ehrenrührigen Schmähworten gröblich beleidigt worden« war – und zwar aus nichtigem Anlaß – und der vereinte Einspruch der übrigen Gesellen von der Zunft abgewiesen wurde, »mit dem Bedeuten, sofort an unsere Arbeit zu gehen und uns ja ruhig zu verhalten«, fordert der Erzähler seine Gesellenbrüder zum Boykott der in Frage stehenden Stadt auf: »Jeder unter uns, der nicht durch Schulden oder Bande der Liebe behindert wird, der wandere fort aus dieser Stadt, wo man nach Willkür Rechtssprüche und Sentenzen schmiedet,

wo man schwach und kurzsichtig genug ist, dem verkehrten Urteile des Assessors, der kein Handwerker ist, folglich keinen Handwerksbrauch versteht, das Siegel aufzudrücken. Es wandere fort, wer ein Gefühl für Beleidigungen hat und seine Ehre gekränkt sieht. Stürmte es gleich draußen, das soll mich nicht abhalten eine Stadt zu meiden, in der Gesellen gering-schätziger behandelt werden.« Der Erzähler fährt fort: »Mein Vorschlag ward nun in nähere Beratung gezogen und unser einstimmiger Entschluß fiel endlich so aus: alles Aufsehen zu vermeiden, nicht insgesamt und zu gleicher Zeit zu wandern, sondern alltäglich sollten etliche ausscheiden. Dadurch würden die gestrenigen Herrn gewiß bewogen, gelindere Saiten aufzuziehen. Die Abgereisten sollten auf den Herbergen der Städte Görchen, Jutroschin und Zduny drei Tage still liegen und das weitere abwarten.« Dieses Vorhaben wurde in die Tat umgesetzt, und als nun ein Geselle nach dem anderen die Stadt verließ, wurden die Meister nachdenklich, »ob es tunlich sei, alle Fremden abreisen zu lassen, die wohl gar, was das Schlimmste wäre, die Stadt verschimpfen möchten«. Sie beauftragten den Altgesellen, die noch verbliebenen Mitglieder der Brüderschaft zusammenzurufen: »Man fing also an, in sich zu gehen und einzusehen, man habe uns zuviel getan. Man war geneigt, zu bösem Spiel gute Miene zu machen und da nachzugeben, wo Halsstarrigkeit von bösen Folgen sein konnte. Städte zu verschimpfen war zur damaligen Zeit für die dort wohnenden Meister äußerst verderblich. Denn die Ursache der Verschimpfung ward auf den Gesellentafeln aller Herbergen in der ganzen Umgegend angeschlagen und blieb keinem Gesellen unbekannt. Und wehe dem, der nach solch einer verschimpften Stadt wanderte oder gar darin arbeitete. Man umging sie wie einen Ort, in dem ein bösartiges Pestübel herrscht. Die auf solche Art gleichsam geächteten Meister konnten keine Gesellen erhalten, bis sie sich mit den Urhebern solcher Acht völlig geeinigt und verglichen hatten und die Verschimpfung widerrufen wurde.« (Riedel, S. 17-20) In diesem Fall beugten sich die Meister der Stadt bald der solidarischen Stärke der Gesellenbruderschaft und bewilligten alle Forderungen der Gesellen.

War hier ein Ehrenhandel Ursache des gemeinsamen Boykotts gewesen, wurde die solidarische Arbeitsverweigerung und Ächtung, das *Verschimpfen* einer Stadt, vielerorts auch zur Waffe im Kampf um höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen. Gegenstand der Auseinandersetzung war lange Zeit hindurch der sogenannte *gute* oder *blaue Montag*: Am Montag wollten die Gesellen nicht für den Meister arbeiten, ihn wollten sie für ihre eigenen Angelegenheiten nutzen. Da die Gesellen ihre

Bezahlung als Wochenlohn erhielten, bedeutete die mit dem *blauen Montag* realisierte Arbeitszeitverkürzung eine indirekte Lohnerhöhung. Die Meister versuchten, sich mit Lohnabzügen gegen den Müßiggang der Gesellen am Montag zu wehren, die Gesellenverbände aber setzten sich in gemeinsamen Aktionen gegen die Meister durch. Um 1500 etwa hatten sie die Fünf-Tage-Woche erkämpft. Der Montag also stand den Gesellen für ihre eigenen Bedürfnisse zur Verfügung: Er war Zechtag, Versammlungstag, Gerichtstag, Flicktag, Badetag und Wandertag; montags zogen die wandernden Gesellen weiter und wurden von ihren Mitgesellen bis »vor das Tor«, meistens aber bis in das nächste Dorf begleitet, wo der Abschied ausgiebig begossen wurde.

Wenn Montags wir beisammen sind
Und unsre Reisen zählen,
Da möchte manches Hätschelkind
Sich bald zu Tode quälen,
Das nur in seiner Mutterstadt
Beim Vater ausgelernt hat
Und helfen Rüben schälen.

Drum fort, ihr Bursche, wandert mit!
Holt Bündel und Felleisen!
Doch eh wir durch den letzten Schritt
Der Stadt den Rücken weisen,
So schenkt uns Bier und blanken Wein,
Fein große volle Gläser ein!
Drauf laßt uns fröhlich reisen!
(Schade 1865, S. 114f.)

Die Bruderschaften kämpften erfolgreich schließlich auch um weitere Rechte der Gesellen: so zum Beispiel um die eigene Schenke (und damit um das Recht auf einen Versammlungsort) und das Recht auf die Arbeitsvermittlung durch den Altgesellen. Zusammen mit dem Anspruch auf die eigene Gerichtsbarkeit – das Verhängen und Vollziehen von Strafen wegen bestimmter Vergehen der Mitglieder in eigener Regie und Verantwortung – sicherten diese Rechte den Gesellen eine Machtposition innerhalb der Zunft und in der Gesellschaft. Verschiedene Versuche, das *Gesellenmachen* oder andere Bräuche der Bruderschaften wie zum Beispiel den *Blauen Montag* zu verbieten, deuten auf Auseinandersetzungen zwischen

den Gesellen und den Zünften, bzw. der Obrigkeit. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde immer wieder versucht, die Bruderschaften ganz zu verbieten – häufig arbeiteten sie daraufhin heimlich weiter. Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert gibt es zahlreiche Nachrichten über solche Konflikte, die sogenannten *Gesellenkämpfe*. So war zum Beispiel der Aufstand der Schuhknechte in Augsburg im Jahr 1726 durchaus kein Einzelfall. Mit ebenfalls verbotenen, sogenannten ›Lauff-Briefen‹ forderten die Augsburger Schuhknechte damals ihre Mitgesellen in Heidelberg auf, sie zu unterstützen: »Gottes Segen zum Gruß. Insonders vielgeliebte Mit-Brüder! Wir machen euch kund und zu wissen, wie daß wir in Augspurg einen Auffstand haben, der schon biß drey Wochen währet und anhaltet, und noch zu keinem End will gehen.« Der ausführlichen Darstellung des Streitfalles, der dem Aufstand zugrunde liegt, folgt dann die Aufforderung an die ›Mit-Brüder‹, »daß keiner nacher Augspurg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehet er hin, und arbeitet in Augspurg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren. So bitten wir, ihr liebe Mit-Brüder, wann ihr wollet so gütig seyn und wollet uns eine Beyhülffe thun, dieweil wir in einem solchen Streit seynd, dann wir wissen nicht, wann es zu einem End gehen wird, dann es kan seyn, daß er noch eine lange Zeit anhält.« (Stürmer, S. 188)

Mit den Mitteln des Boykotts oder des Streiks setzten sich die Gesellen mit zum Teil beträchtlichen Erfolgen gegen die Verschlechterung ihrer Arbeitsbedingungen, für Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzungen und die Erhaltung all ihrer Rechte ein. Ihre Stärke lag in ihrer Solidarität und ihrer Mobilität. Die Gesellenbruderschaften der Handwerker bilden als Vereinigungen abhängiger Lohnarbeiter den Keim unserer heutigen Gewerkschaften: Damals wie heute ging es um die Vertretung gemeinsamer Interessen gegenüber dem über Produktionsmittel und Kapital sowie (Zunft-)Privilegien verfügenden Meister- bzw. Arbeitgeberstand.

Vom zünftigen Gesellenmachen

Der Übergang vom Lehrlingsdasein zum Gesellenleben bedeutet für jeden Handwerker einen großen Moment und einen wichtigen Einschnitt in seinem Leben. Als Lehrling verrichtete der angehende Handwerker oft nur Handlangerdienste, nicht selten waren die Lehrlingsjahre eine Zeit der Mühsal und Plackerei, immer aber eine Zeit der Abhängigkeit und Unselbständigkeit. Die Klage eines Schneiderlehrlings aus dem 15. Jahrhundert steht

für viele: »Was ich während der zwei Jahre meiner Lehrzeit ausgestanden habe, auch abgesehen von der Schwierigkeit des Handwerks und dem unmenschlichen Nachtwachen, wodurch ein junger Mensch körperlich völlig heruntergebracht wird, wie ich von drei oder vier Uhr morgens bis abends neun oder zehn, bisweilen auch bis elf oder zwölf Uhr, wie ich aber besonders an den höheren Festen gemeiniglich bis zur Hochmesse in einem fort arbeiten mußte, wie ich geplagt wurde mit Wassertragen, mit Hauskehren, Feuerstochern, mit Hin- und Herlaufen und Kommissionenmachen in und außer der Stadt, an Festtagen mit Schuldeneintreiben und, was mir am meisten verhaft war, mit dem Sammeln oder richtiger Stehlen des Wachses von den Leuchtern in der Kirche zum Gebrauch bei dem Geschäfte, wie ich von dem Meister und der Meisterin und den Dienstboten herbe Worte und mitunter noch härtere Schläge, Kälte und Hitze, Hunger und Durst bis zum äußersten zu ertragen hatte: was ich auf solche und mehrfache andere Art für ein Elend ausgehalten habe, das würde kaum in einem großen Buche zu beschreiben sein.« (Butzbach, S. 25) Dem Lehrling wurden die unangenehmen Arbeiten übertragen, oft lernte er weniger von dem eigentlichen Handwerk, als ihm lieb sein konnte und nie durfte er sich beschweren – kein Wunder also, daß das Ende der Lehrzeit herbeigesehnt und die erreichte Gesellschaft als wahre Befreiung empfunden wurde!

Der überstandenen Gesellenprüfung und *Lossprechung* des Lehrlings folgte die Aufnahme in den neuen Stand und in die Bruderschaft der Gesellen: das sogenannte *Gesellenmachen*, ein Ritual der Initiation. Es war notwendige Voraussetzung für jeden, der als würdiger zünftiger Geselle in die Fremde gehen wollte. Je nach Handwerk wurde diese *Taufe* verschieden benannt. Meist wurde bei diesem Anlaß auch ausgiebig gezecht. Es hieß *Bart- und Schlüsselbeißen* bei den Schlossern (dem Jungen wurde ein Schlüssel in den Mund gesteckt und wie beim Öffnen eines Schlosses herumgedreht), bei den Böttchern das *Schleifen*, bei den Tischlern die *Behobelung*: Als Zeichen der Aufnahme in den Gesellenstand wurde der Junge einer symbolischen (aber nicht selten auch schmerzhaften) Bearbeitung mit den jeweiligen Werkzeugen seines Handwerks unterzogen: »Sie legen den Jungen, welchen sie nur Kuh-Schwartz nennen, auf eine Bank, beschneiden, behacken und behobeln ihn und brauchen alle Werckzeuge der Tischer an ihm.« (Aus einem Bericht des frühen 18. Jahrhunderts, Stürmer, S. 181) Ein ›ungehobelter‹ oder ›ungeschliffener‹ Kerl war dementsprechend also einer, dem diese Aufnahmezeremonie und die Einweihung in die Regeln zünftigen Verhaltens noch bevorstand.

Folgender Bericht vom *Gesellenmachen* stammt aus den Erinnerungen eines Drechslergesellen, der sich im Frühjahr 1832 auf die Wanderschaft begab. »Einige Wochen vor Ostern ging ich an einem Sonntag, als eben die Auflage abgehalten wurde, auf die Drechslerherberge und bat den Altgesellen, mich nach üblicher Weise zum Gesellen zu sprechen. Dies geschah in folgender Weise. Die Arbeitsgesellen bildeten einen Kreis um mich und den Altgesellen, und letzterer begann nun in gehobenem Tone mit folgenden Worten mich anzusprechen:

›Also mit Gunst, was ist dein Begehr, daß du heute bei uns erschienen bist?‹

Ich: ›Mein Begehr ist, von einem rechtschaffenen Drechslergesellen zu einem ordentlichen Gesellen gemacht und gesprochen zu werden.‹

Altgeselle: ›Dies soll dir widerfahren nach altem Gebrauch, wenn du zuvor, in der Gesellen Mitte, dafür entrichtest, was Brauch und Sitte.‹

Ich: ›Das will ich tun, wie sich's gebührt.‹

Altgeselle: ›Mit Gunst, meine Brüder, da ich bin erwählt worden zu verrichten diese Pflicht, so will ich sie erfüllen treu und pünktlich ...«

Es folgte nun die nach althergebrachtem Brauch festgelegte Ansprache des Altgesellen, der den Junggesellen in seinen neuen Stand einweist:

So höre denn wohl mit Bedacht
Und gib auf meine Worte acht,
Denn dieses stimmt nicht überein,
Gesell und Junge zugleich zu sein;
Ich will es dir am besten sagen,
Wie sich brave Gesellen betragen,
Ich will es dir sagen nach altem Gebrauch,
Wie es mir und meinen Brüdern ergangen auch.

Vermeide jedes Bubenstück,
Denn es zerstört nur dein Glück,
Und such' das Laster stets zu meiden
Und sei auch sittsam und bescheiden.
Wenn du ferner willst ausgehen
Und mit Ehren dann besteh'n,
Mußt du dich anständig kleiden
Und alles Pöbelhafte meiden.
Auch darfst du kein Geschäft verrichten,

Was nicht gehört zu deinen Pflichten;
Es wird dir hiemit anbefohlen,
Kein Wasser oder Bier zu holen,
Auch darfst du keinen Ofen heizen,
Sonst würdest du zum Zorn uns reizen.
Man wird dich strafen nach Herzenslust,
Bis du dich bist als Gesell bewußt.

Daraufhin wird dem Junggesellen der Pokal gereicht:

Nimm diesen Pokal hier mit goldenem Wein,
Den ich dir jetzt ließ füllen ein,
Nimm ihn in deine rechte Hand
Und tritt damit in den Gesellenstand.

Unter »tiefem Schweigen« der Mitgesellen nimmt der Junggeselle den Pokal entgegen:

Der liebe Herrgott bleibt führwahr
Der beste Drechsler immerdar,
Er hat den Erdball rund gedreht,
Der nie und nimmer stille steht;
Dem hohen Meister nun zu Ehren
Will ich hier diesen Becher leeren.

Nimm diesen Stock in deine rechte Hand,
Mit diesem kannst du reisen
Zu Wasser und zu Land.
Bleib Geselle eine Zeitlang
Und Meister dein Leben lang.

Nachdem dem jungen Gesellen mit diesen Worten dann der Wanderstab überreicht worden ist, werden ihm zum Schluß noch weitere Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg gegeben:

Auch ferner dir geboten sei:
Steh treulich stets den Brüdern bei;
Triffst einen du vom Belt oder Rhein,
Gleichviel, er muß dir willkommen sein,

Und wenn einer irgendein Unglück hat,
So hilf ihm gerne mit Rat und Tat,
Wie dir auch wird ein gleiches geschehen,
Wenn du wirst fort in die Fremde gehen.
Hat einer auch manchmal ein schlecht Gewand,
So biete ihm doch als Bruder die Hand,
Denn wer weiß, ob er auch Schuld daran,
Drum schau dir zuerst den Menschen an.
Und tust du alles, was ich begehr,
Dann hat dich ein jeder lieb und wert.

(Weiß, S. 5-10)

Aus einer *Schleifrede* der Büttner aus Nürnberg um 1800 stammen folgende Ratschläge: »Kommst Du auf Deiner Wanderschaft vor eine Stadt, so gehe frühzeitig hienein, ordne und reinige vorher Deine Kleidung, damit du als ein ordentlicher Geselle auftreten kannst. Unter dem Tor beantwortete die Fragen, welche man Dir vorlegen wird, mit Bescheidenheit und Wahrheit. Frage mit Höflichkeit nach der Herberge. Wenn Du auf die Herberg' kommst, so nennst Du den Wirt Herr Vater, die Wirtin Frau Mutter, den Sohn und Kellner Herr Bruder, und die Tochter und Magd Jungfer Schwester: und sprichst gegen den Herbergsvater: ›Gott grüße Sie von wegen des Handwerks! Ich habe vernommen, daß das löbliche Büttner-Handwerk hier seine Herberge hat; ich bitte Sie also, mich und meinen Bündel zu beherbergen.‹« (Wissell IIa, S. 501) Bevor dem Jungen dann schließlich der Gesellenschein ausgestellt wurde, mußte er in bestimmte zunftige Sprüche und Redewendungen eingeweiht werden, die ihm auf der Wanderschaft nützlich sein würden. Die Kenntnis bestimmter Formeln machte es dem Gesellen möglich, sich gegenüber Bruderschaft und Zunft auch an fremden Orten als Mitglied derselben auszuweisen: Bestimmte Rituale funktionierten so als geheimes Kennwort des Dazu gehörenden, als Ausweis des zünftigen Handwerkers. Meist handelte es sich um sprachliche Formeln, von Bedeutung konnten aber zum Beispiel auch bestimmte Fußstellungen sein. Bei den Steinmetzen gab es genau festgelegte Schrittfolgen, die ein Geselle vorführen mußte, um sich vor fremden Meistern und Gesellen beim Vorsprechen um Arbeit als zünftiger Steinmetz auszuweisen. Auch der Eintritt in die Herberge hing von der Kenntnis der richtigen Sprüche und Verhaltensweisen ab.

Durch ritualisierte Grüße und festgelegte Verhaltensweisen also konnte sich der zünftige Geselle als solcher ausweisen – lange bevor schriftliche